

Lebensalter und Religion

■ Johannes Fischer¹

Institut für Sozialethik, Zürich

Summary

Fischer J. [Phases of life and religion.] Schweiz Arch Neurol Psychiatr 2005;156:113–7.

“Every thing has its own time and every plan under the sky has its hour ...” The words of the Preacher introduce the topic “phases of life”. As we look upon our lives we can differentiate between three phases: the experience, the expression or articulation of the experienced and the understanding of the articulated.

I will explain this with the statements of the Preacher. To live is in the first place life that is experienced, i.e. building a house, planting a vineyard and enjoying pleasures. The Preacher is looking back and telling about the life he experienced in his verses. However, he does not stop there but he tries to understand life and then recognises the human boundaries.

These three moments of experience, articulation and understanding have different weights in different phases of life. Young people still have to experience life. Adolescents experience religious expressions in form of texts, stories and also songs and music. This repertoire may be of help to them at a particular moment in a later phase of life to express their own experience in an adequate way. In which way they articulate and which form is adequate and helpful for them will only be seen in their future.

The articulation is just in the stage of experiments, a game with a range of possibilities. However, for elder people life is their lived life that is interwoven with stories, anecdotes and articulations.

According to more recent theories, our decisions are unconsciously led by the idea to form our

life into a good story. A good story is a story with a meaning.

The different experiences have the consequence that old age has different faces: the melancholic of the Preacher, who sees his life work at the end of his life only as a grasping for the wind, the satisfied face of Abraham who stands for a saturated life and the happy face of Simeon who was allowed to see the Messiah, also called Jesus.

Growing old means also living in the consciousness of more and more restrictions. Religion has no words of consolation to take home. More appropriate are the terms “recognition” and “resonance”. There are texts, music and art that can tell essential things to everyone independently of the religion one belongs to. Religious texts or music can build a room that creates a resonance for one’s life experiences. This can mean a lot of consolation.

It is impossible to understand life without a clear definition of life. There are three perspectives of life: the life of the objects around us, the life we live and the life we participate in. The first one means the life as an object of human acting. This leads to many ethical controversies. The second is the life we form and that is expressed by our own telling. The third is the LIFE, the principle of every creature. These creatures are not only the subjects of religion but also of philosophy.

Keywords: age; articulation; ethics; experience; life; religion

Statt bloss *über* «Lebensalter und Religion» zu sprechen, möchte ich zu Beginn unsere religiöse Überlieferung selbst in ihrer Sprache zu Wort kommen lassen. Das Eigentümliche religiöser Texte liegt ja darin, dass sie sich nie nur *über* etwas äussern, sondern dass sie den Leser sich einfinden

Korrespondenz:

Prof. Dr. theol. Johannes Fischer
Institut für Sozialethik
Zollikerstrasse 117
CH-8008 Zürich
e-mail: fischer@sozethik.unizh.ch

¹ Johannes Fischer is professor of theology, dean of the theological faculty and head of the centre of social ethics at the University of Zurich. His scientific work focuses on ethics in medicine. He has the reputation of being one of the most outstanding scientists in ethics in Central Europe.

lassen in einen eigenen Raum, den sie eröffnen. Und so gibt es keinen besseren Einstieg in mein Thema als über einen solchen Text. Ich lese einige Verse aus dem Buch Prediger:

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde; geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreissen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; [...] herzen hat seine Zeit, aufhören zu herzen hat seine Zeit; suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; [...] lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit. [...]. Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie sich damit plagen. Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt. Nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende. Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes. Ich merkte, dass alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. [...]. Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist. (Pred 3,1–15)

So weit der Prediger. Alles hat seine Zeit – wenn das wahr ist, dann gehört es zur Weisheit menschlichen Lebens zu wissen, wann was an der Zeit ist. Darin liegt eine Haltung der Selbstbegrenzung und damit das Gegenteil von jener Unersättlichkeit, die alles zu allen Zeiten haben möchte und die eben damit in ein chaotisches Leben stürzen kann. Die Vorstellung des Predigers ist, dass nicht wir den Dingen ihre Zeit setzen, sondern dass sie ihnen von anderswoher gesetzt ist. Es gilt, die vorgegebene zeitliche Ordnung der Dinge zu erkennen und zu respektieren, so wie die Rhythmen der Natur, die Zeiten des Wachstums, der Reife, der Ernte und der Ruhe.

Man muss sich dabei den Prediger als einen Menschen vorstellen, der ein Leben gelebt und alle Vorzüge, die es ihm bieten konnte, reichlich ausgekostet hat. Gleichwohl ist die Bilanz am Ende melancholisch gestimmt:

Ich tat grosse Dinge; ich baute mir Häuser, ich pflanzte mir Weinberge, ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume hinein; [...] ich beschaffte mir Sänger und Sängerrinnen und die Wonne der Menschen, Frauen in Menge, [...]. [...] Als ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand getan hatte, und die Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war alles eitel und Haschen nach Wind und kein Gewinn unter der Sonne. (Pred 2,4–11)

Macht Altern melancholisch? Die Verse könnten es nahe legen. Doch ist es in der Bibel nicht anders als im heutigen Leben, es gibt nicht *den* Typus des Alten oder des Alterns, sondern das Alter hat viele Gesichter: Es gibt den Prediger mit seinem melancholischen Lebensrückblick, es gibt Abraham, der das alttestamentliche Ideal eines gesegneten Lebens verkörpert und von dem es heisst, dass er alt und lebenssatt gestorben ist, oder es gibt im Neuen Testament den Simeon, dem im hohen Alter noch das Entscheidende widerfährt, indem er den verheissenen Messias in Gestalt des Kindes Jesus schauen darf, und der Gott dankt mit den Worten: «Herr, nun lässt Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast ...» In alledem artikuliert sich in biblischer Perspektive etwas davon, was Altern und Alter sein und wie es erfahren werden kann.

Was es mit den verschiedenen Lebensaltern auf sich hat, diese Frage hat viel damit zu tun, wie uns überhaupt Leben gegenwärtig wird. Wilhelm Dilthey hat diesbezüglich eine erhellende Unterscheidung getroffen zwischen dem *Erleben*, dem *Ausdruck* bzw. der *Artikulation* des Erlebten und dem *Verstehen* des solchermassen Artikulierten. Diese Momente lassen sich unschwer auch in jenem Text des Predigers identifizieren: Leben ist zunächst einmal *erlebtes* Leben, im Häuser-Bauen und Weinberge-Pflanzen und im Genuss der Wonne der Menschen: Frauen in Menge. Dieses erlebte Leben lässt der Prediger an sich vorüberziehen, indem er ihm in jenen Versen sprachlichen *Ausdruck* und *Artikulation* gibt und es in den erzählten Zusammenhang seines Lebens stellt. Doch bleibt er dabei nicht stehen. Was ihn umtreibt, ist das Bemühen, dieses Leben zu *verstehen*, und er muss dabei die menschlichen Grenzen erkennen: «dass der Mensch nicht verstehen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.» Das Buch des Predigers gibt dabei Anschauung davon, dass trotz der Vergeblichkeit seiner Verstehensversuche der Mensch das Problem des Verstehens doch nicht einfach sistieren kann. Es begleitet ihn, solange er lebt. Es begleitet ihn nicht nur im Rückblick auf das gelebte Leben, sondern auch im

Vorblick auf das noch zu lebende Leben. Innerhalb der heutigen Ethik gibt es die Auffassung, dass wir uns in unserer Lebensführung immer schon – ob bewusst oder unbewusst – an der antizipierten narrativen Einheit einer Lebensgeschichte orientieren, ob es um die Wahl des Berufes, um die Gründung einer Familie oder um andere lebenswichtige Entscheidungen geht. Folgt man dieser Auffassung, dann lassen wir uns bei derartigen Entscheidungen von dem Gesichtspunkt leiten, wie wir unser Leben von dessen Ende her verstehen wollen.

Erleben, Artikulation, Verstehen: Die Unterscheidung erweist sich als hilfreich auch für das Verständnis der verschiedenen Lebensalter. Das gilt gerade auch im Hinblick auf die Bedeutung, die religiöse Motive darin spielen. Der Heranwachsende, der religiös sozialisiert wird, bekommt ein Repertoire an religiösen Artikulationsmöglichkeiten und Ausdrucksformen in Gestalt von Texten und Erzählungen, aber auch von Liedern und Musik oder von rituellen Vollzügen vermittelt, das zu einem grossen Teil mit dem Erleben seines Lebensalters noch unvermittelt ist, in dem er sich vielleicht für Spiel und Sport und anderes Dergleichen interessiert. Vielleicht aber wird ihm dieses Repertoire einmal helfen, den Erfahrungen späterer Lebensalter angemessenen Ausdruck geben zu können. Nicht jedes religiöse Motiv ist jedem Lebensalter gleichermassen nahe. Manchmal sind es sehr spezifische Erfahrungen, die plötzlich etwas aufs neue präsent werden lassen, was lange versunken war. Nicht immer müssen es so dramatische Erfahrungen sein, wie sie der Neurologe Oliver Sacks in seinem Buch schildert: «Der Tag, an dem mein Bein fortging». Er besteigt mutterseelenallein am Hardanger-Fjord in Norwegen einen Berg, einen Zweitausender. Er fühlt sich im Vollbesitz seiner Kräfte, und so kann ihm die Einsamkeit nichts anhaben. Ich «freute mich über meine Energie und meine Ausdauer, besonders aber über meine starken Beine, die durch jahrelanges Üben und Gewichtestemmen im Fitnessraum trainiert waren. Starke Glieder, ein starker Körper, ein langer Atem und eine grosse Ausdauer – ich war der Natur, die mich so gut ausgestattet hatte, dankbar. Und ich trieb mich zu körperlichen Leistungen an, schwamm ausgiebig und machte lange Bergtouren. Das war meine Art, mich bei der Natur zu bedanken und von dem guten Körper, den sie mir geschenkt hatte, den besten Gebrauch zu machen.» (S. 15) Dann meint er plötzlich im Nebel einen gewaltigen, aggressiven Stier vor sich zu haben. Er macht kehrt, ergreift die Flucht den Berg hinab, gleitet aus, stürzt und kann sein Bein nicht mehr bewegen. Mit einem Schlag ist alles wie verwandelt, die Einsamkeit ist plötzlich tödliche

Bedrohung. Sacks schildert, was ihm bei seinem Überlebenskampf durch den Kopf ging, Bilder, Texte, Musik, die H-Moll-Messe, und auch der Prediger, seit seiner Kindheit nicht mehr gelesen, «ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde; geboren werden hat seine Zeit, und sterben hat seine Zeit», diese, wie Sacks schreibt, «seltsame, tiefe, ruhige Klarheit, die weder kalt noch heiss, weder streng noch nachgiebig, sondern überaus, wunderbar, schrecklich *aufrechtig* war» (S. 22). Und auch die ganz lebenspraktische Weisheit der Bibel bringt sich in Erinnerung: «So ist's ja besser zwei als eins ... fällt ihrer einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Weh dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe.» (S. 21) Es wird in dieser Schilderung etwas deutlich von dem, was religiöse und in gewissem Sinne auch literarische Texte ermöglichen: Ein Sich-Einfinden mit seinem Erleben in Texte, die diesem Erleben Ausdruck verleihen und die eben damit, dass sie dies tun, von dem unmittelbaren, diffusen, Panik und Angst auslösenden Erlebensdruck befreien und in die Distanz eines artikulierten Umgangs mit der eigenen Erfahrung versetzen, in der sich diese «seltsame, tiefe, ruhige Klarheit» einstellen kann. Unter den biblischen Texten sind es vor allem die Psalmen, die einen solchen Raum des Sich-Einfindens mit den eigenen Erfahrungen eröffnen und zugleich eine Möglichkeit, die eigenen Erfahrungen nicht nur artikulieren, sondern zugleich an Gott adressieren zu können.

Die drei Momente: das Erleben, die Artikulation und das Verstehen bezeichnen in gewissem Sinne Aspekte des Lebens, die im Durchlaufen der verschiedenen Lebensalter unterschiedlich gewichtet sind. Für den jungen Menschen ist das Leben das, was erst noch *erlebt* werden muss. Welche Artikulationen, seien sie religiöser oder anderer Art, ihm angemessen sind, welche sich im weiteren Verlauf als hilfreich und tragfähig erweisen werden, das muss sich daher ebenfalls erst noch zeigen. Die Artikulationen stecken hier gleichsam noch im Stadium von möglichen Entwürfen, im Stadium des Experimentierens, des Spiels mit Möglichkeiten. Und so ist auch das Verstehen noch in den Anfängen und voller Unsicherheit. Für den älteren Menschen ist das Leben demgegenüber wie für den Prediger das *gelebte* Leben, das sich vielfältig mit Artikulationen, mit Erzählungen und Anekdoten verwoben hat, in denen es erinnert wird, und mit dem Weichen gestellt sind für die verbleibenden Lebensperspektiven. Was dabei das Verstehen betrifft, so geht es den meisten von uns Älteren vermutlich wie dem Prediger, der sein eigenes Leben nicht ergründen kann, weder An-

fang noch Ende. Aber das, was hier zu ergründen wäre, haben wir Älteren doch jetzt in seiner artikulierten Faktizität vor uns, oder besser gesagt, leider: zum grössten Teil hinter uns.

Was hiesse es denn, das Leben zu verstehen? Im Zeitalter der Lebenswissenschaften, in denen die Biologie ihre Triumphe feiert, ist diese Frage allen Nachdenkens wert. Gerade im Blick auf die Dominanz der biologischen Perspektive scheint es mir hilfreich zu sein, drei Weisen zu unterscheiden, wie wir von «Leben» sprechen können. Es lässt sich unterscheiden zwischen dem Leben, mit dem wir handelnd *umgehen*, dem Leben, das wir *führen*, und dem Leben, an dem wir *teilhaben*.

Die Formulierung «Leben, mit dem wir umgehen» thematisiert Leben als ein Objekt menschlichen Handelns. Die aktuellen bioethischen Kontroversen über die Forschung an Embryonen und die Stammzellgewinnung beziehen sich auf Leben in diesem Verständnis. Voraussetzung dafür, dass mit Leben «umgegangen» werden kann, ist seine gegenständliche Lokalisierung in Raum und Zeit. Mit dieser Art von Leben hat es die Biologie zu tun.

Die Perspektive ändert sich, wenn von dem Leben die Rede ist, das wir führen. Hier ist Leben nicht als ein Objekt unseres Handelns im Blick, sondern als etwas, das wir mit unserem Entscheiden und Handeln gestalten. Es ist das je eigene Leben mit seiner Geschichte und seinen spezifischen Perspektiven. Dass wir es mit unserem Entscheiden und Handeln gestalten, bedeutet freilich nicht, dass es mit den uns zurechenbaren Entscheidungen und Handlungen einfach zusammenfällt. Es stellt vielmehr einen umfassenderen, auch andere Personen, Dinge und Ereignisse in sich schliessenden Zusammenhang dar, der nicht allein durch uns selbst gestiftet ist. Im Unterschied zum biologisch begriffenen Leben ist das Leben, das wir führen, nicht gegenständlich lokalisierbar, sondern es kommt dadurch zur Darstellung, dass es erzählt wird. Ich sprach bereits von der in der heutigen Ethik verbreiteten Auffassung, wonach es seine Orientierung und seine Gestaltungskriterien aus der antizipierten narrativen Einheit einer Lebensgeschichte gewinnt, d.h. von der Frage her: Was wird mein Leben einmal vom Ende her betrachtet gewesen sein?

Die Perspektive verschiebt sich noch einmal, wenn Leben als eine die individuellen Lebenszusammenhänge transzendierende Realität thematisiert wird, an der wir zusammen mit allem Lebendigen teilhaben. Leben in diesem Verständnis pflegen wir durch den bestimmten Artikel zu kennzeichnen und dadurch von den beiden anderen Bedeutungen von Leben zu unterscheiden. Es geht nicht um mein oder Dein, sondern es geht um *das*

Leben. Das Leben in diesem umfassenden Sinne ist ein Thema christlicher und darüber hinaus religiöser Rede – man denke etwa an das Johannes-evangelium, das Jesus von sich sagen lässt, dass er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Joh 14,6). Aber es begegnet nicht nur in den Religionen, sondern zum Beispiel auch in der Lebensphilosophie, welche alle natürlichen und geistigen Prozesse als Äusserung *des Lebens* als eines letzterklärenden Prinzips begreift. Die Rede von *dem Leben* setzt eine Differenz zwischen der Vielfalt von Erscheinungen von Leben – Pflanzen, Tieren, Menschen, dem Lachen eines Kindes, der Intensität gelebter Augenblicke – und dem Einen und Selbigen, womit wir es in dieser Vielfalt zu tun haben, eben *dem Leben*. Darin ist die Unterstellung enthalten, dass es sich dabei tatsächlich um *Eines* handelt, das in allen Gestalten und Erfahrungen von Leben gegenwärtig ist.

Darin liegt nun auch der orientierende Sinn der Vorstellung von dem Leben als einer überindividuellen Wirklichkeit. Man könnte sagen, dass erst über sie der menschliche Lebensvollzug Einheit und Orientierung gewinnt, indem er sich nämlich in Anbetracht der in sich spannungsvollen und ja auch verwirrenden Vielfalt der Manifestationen und Erfahrungen von Leben an etwas ausrichtet, das dieser Vielfalt Einheit und Struktur verleiht, eben an dem Leben, das in allem als Selbiges gegenwärtig ist. So begriffen bezeichnet der Gedanke *des Lebens* den umfassendsten Orientierungshorizont für den menschlichen Lebensvollzug. Das bedeutet, dass für die menschliche Lebensführung alles davon abhängt, wie ihr dieser Horizont erschlossen ist. «Das Leben ist ein Abenteuer, das neugierig macht.» «Das Leben ist ungerecht.» «Das Leben ist zum Verzweifeln.» «Das Leben ist absurd.» Es gibt grosse philosophische Lebensideologien wie den Existentialismus, die zu wissen behaupten, was es mit dem Leben auf sich hat. Doch muss man fragen, ob wir uns hier noch im Bereich des Wissens bewegen oder nicht vielmehr im Bereich des Glaubens. Jedenfalls sind hier auch die religiösen Thematisierungen der Lebenswirklichkeit angesiedelt. Es ist dabei ein Grundzug unserer eigenen religiösen Tradition, dass sie der Tendenz der Sinnlosigkeit und Absurdität zu widerstehen und auch noch die abgründigsten Erfahrungen zu integrieren sucht, indem sie das, was sich wechselseitig auszuschliessen scheint, Leben und Tod, die Erfahrung der Intensität und Fülle des Lebendigen und den Verlust dieser Fülle im menschlichen Leiden, im Zeichen von Kreuz und Auferstehung in eine spannungsvolle Einheit bringt. Dass es keine Situation im Leben eines Menschen gibt, die nicht unter dem Vorzeichen der

Auferstehung steht, das prägt hier den Blick auf das Leben, den es stellvertretend gerade dem zu bezeugen gilt, der es aus Verzweiflung nicht mehr so zu sehen vermag. Hier liessen sich Reflexionen über die verborgene religiöse Dimension auch der psychiatrischen Arbeit anschliessen. Auch ihr liegt, wie ich vermute, ein Lebenskonzept zugrunde, das sich wissenschaftlicher Objektivierung entzieht.

Älterwerden heisst: leben im Bewusstsein zunehmender Kontingenzen. Die Frage nach *dem Leben*: was es denn ist in Anbetracht von Gefährdungen, Begrenzungen und Abbrüchen, gewinnt dadurch eine andere Bedeutsamkeit als für einen jungen Menschen. Ich glaube nicht, dass es auf diese Frage nur eine explizit religiöse Antwort gibt. Die Vorstellung, dass die Religion eine Antwort auf etwas ist, ist ja in sich schon verfehlt. Das Bemühen um Verstehen, um das Ergründen des Lebens, wie es den Prediger umtreibt, kommt nicht in einer hersagbaren Antwort zum Ziel, die man getrost nach Hause tragen kann. Treffender ist das Bild des Sich-Einfindens: des Sich-Einfindens in Artikulationen – seien dies religiöse oder literarische Texte, seien dies musikalische Ausdrucksgestalten –, die im Horizont der eigenen Lebenserfahrungen resonant werden. Und darin liegt allemal Trost.

In der Regel ist von anderem die Rede, wenn Daniel Hell und ich beruflich – vor allem in der

Nationalen Ethikkommission – miteinander zu tun haben, von Embryonen und davon, was man mit ihnen tun darf und was nicht, von Suizidbeihilfe und wie man sie gesetzlich regeln soll, von Schwangerschaftsabbruch und Präimplantationsdiagnostik, und dieser ganze weite Horizont, der durch die Frage aufgespannt wird, was es denn mit dem Leben auf sich hat, ist dabei in der Regel weit weg, abwesend, ausgeklammert. Für mein Empfinden liegt darin oftmals eine beklemmende Leere. Aber es entspricht einer herrschenden Auffassung, wonach wir diese Frage ausklammern müssen, da wir uns unter pluralistischen Bedingungen über sie ja doch nicht verständigen können. Ich bin da nicht so sicher. Es gibt Texte, Musik, bildende Kunst, die uns über Weltanschauungsgrenzen hinweg etwas zu sagen haben. Und nicht nur *etwas*, sondern letztlich *Entscheidendes* zu sagen haben. Ich habe es oftmals so empfunden, dass in Daniel Hells Voten, etwa zum Umgang mit depressiven und suizidwilligen Menschen, etwas aufscheint von diesem weiten Horizont, der allen normativen moralischen Fragen, um die wir heute so angestrengt bemüht sind, vorausliegt. Und auch von einer Grundeinstellung, die darauf gerichtet ist, den Kontingenzen des Lebens gemeinsam standzuhalten, ohne dass das eigens religiös konnotiert werden muss. Das habe ich schätzen gelernt. Und dafür bin ich dankbar.